

SELBSTGESPRÄCH ÜBER STALKER UND „DIE NOMADEN“

Francesco Careri

ÜBER DIE ERSTEN MISSGLÜCKTEN BEGEGNUNGEN

D: Ihr führt in diesen Monaten mit den Studenten der Universität Roma Tre eine Forschungsaktion über die Barackensiedlungen am Tiber durch und arbeitet an diversen Aktionen, um den neuen Sicherheitsbestimmungen entgegen zu wirken. Ich möchte von euch mehr darüber erfahren, aber zu allererst möchte ich wissen, wann ihr die Arbeit mit den Roma begonnen und welche Stalker-Erfahrungen ihr mit der Welt der Nomaden gemacht habt. Meine Frage bezieht sich nicht auf das Nomadentum als philosophische Kategorie oder ästhetische Praxis, sondern auf die Erfahrung mit „nomadischen“ Völkern, die die Seiten des Tagesgeschehens füllen. Auf welche Weise erfolgte eure Annäherung an die Roma?

R: Sie verlief langsam und das langsame Kennenlernen dauerte zehn Jahre. Niemand von uns hatte vorher einen direkten Bezug zu den Roma, die Reise war also ein wichtiges gemeinsames Wachsen. Wir sind bei Null gestartet. Als wir 1995 zum ersten Mal die Stadt Rom durchforsteten, gingen wir am Eingang des Quintilian-Lagers vorbei und betraten es nicht. Es war später Nachmittag, wir waren müde und suchten einen Ort für ein Nachtlager. Auf einer Wiese, die die Albaner für ihre Kinder zum Fußballspielen hergerichtet hatten, ließen wir uns nieder. Ich erinnere mich daran, dass wir mit einem Mann gesprochen haben, der großgewachsen und schön war, mit tiefblauen Augen und einer weisen Ausstrahlung. Er erinnerte mich an Melquiades, an jenen Zigeuner aus „Hundert Jahre Einsamkeit“ von Garcia Marquez. Melquiades und die anderen Albaner hatten ein altes Gehöft besetzt und es in ein Haus für mehrere Familien mit einem gastfreundlichen Ambiente verwandelt. Auf unsere Frage, ob wir in jenem Feld schlafen dürften, antworteten sie, wie glücklich sie wären, Gäste zu haben und dass wir unsere Zelte gerne aufschlagen könnten.

D: So habt ihr euch entschieden, die Albaner und nicht die Roma um gastliche Aufnahme zu bitten. Oder habt ihr sie um Schutz gebeten für den Fall, dass ihr mit Ihnen Schwierigkeiten bekommt?

R: Nein, wir haben nicht um Schutz gebeten. Wir wandten uns an die Albaner. Ihr Haus bot uns mehr Sicherheit als die Wellblechhütten und schlammigen Straßen im Roma-Lager. Ich kann dir versichern, dass wir keinen einzigen Augenblick darauf neugierig waren, es zu betreten, auch nicht ein Jahr später, als wir durch Turin zogen und tatsächlich in ein Roma-Lager gingen, uns dort aufhielten, und kurz mit den Kindern sprachen. Aber bei diesem ersten Gang durch Rom geschah dies nicht, ich könnte dir nicht einmal erklären warum. Andererseits hatten wir damals die Roma gar nicht gesehen und die Albaner schon. So kamen wir nicht auf die Idee, die Roma für eine Nacht um Gastfreundschaft zu bitten. Und mittlerweile ist gerade das unser Projekt, das wir organisieren.

D: Hast du heute eine Erklärung dafür? War es vielleicht Angst? Wart ihr nicht dort, um die Leerstellen des Territoriums zu betreten und zu bewohnen? War jenes keine solche „Leere“?

R: Heute zieht ein Nomadenlager sofort unsere Aufmerksamkeit auf sich, wir nähern uns ihm an, und versuchen zu verstehen, wer die Leute sind, die da leben und woher sie kommen. Aber zu jener Zeit lag es schlichtweg außerhalb unseres Vorstellungsvermögens, ein Nomadenlager zu betreten, selbst wenn wir von den Mythen des Nomadentums ganz und gar eingenommen waren. Ich kann dir die Gründe dafür nicht nennen. Sicherlich war das ein blinder Fleck auf unserer Karte.

D: Eine Unendlichkeit in den Tiefen Roms, eine der dichtesten „urbanen Amnesien.“ Wenn ihr sie nicht betreten habt, so habt ihr auf diese Weise eine der wichtigsten Zonen der „Stadt des Unbewussten“ aus euren mentalen Territorien gestrichen.

R: Auf eine gewisse Weise sicher. Ich könnte nicht sagen, ob wir noch nicht bereit waren oder Opfer von Vorurteilen. Es stimmt: Wir waren den ganzen Tag über durch Privatbesitz gestreift und über dessen Gitter und Zäune gestiegen, aber in diesem Lager, in dem jedes Tor offen stand und wir nicht klettern mussten, hielten uns unsere mentalen Schranken davon ab, einzutreten. Wir löschten einen Teil der Stadtkarte und waren uns dessen nicht einmal bewusst; wir hatten das weder reflektiert noch angezweifelt. Das erinnert mich an weiß Gott wie viele Dinge, die wir auch heute in den Territorien, die wir durchstreifen, nicht erkennen können und die uns entweichen, weil wir sie im Grunde nicht erkennen wollen. Das passiert selbst uns, die wir es uns zur Aufgabe gemacht haben, „für die zu Tage tretenden Phänomene unseres Territoriums zu sprechen und einzutreten“.

D: Gut, ich verstehe, dass ihr zu jener Zeit auf der Suche nach den natürlichen, den „entropen“ und hybriden Landschaftsformen wart und weniger Aufmerksamkeit auf die Bewohner gelenkt habt. Wann aber hat sich jener natürliche Raum für euch in einen belebten und bewohnten verwandelt, in ein Netz von menschlichen Beziehungen? Wann traten die Roma in euer Blickfeld?

ÜBER DIE ROMA AUF DEM CAMPO BOARIO

R: Das geschah vier Jahre später, im Sommer 1999, als wir mit den Kurden das Projekt „Ararat“ auf dem Campo Boario von Testaccio ins Leben riefen. Damals kamen wir zum ersten Mal mit dem Universum der Roma in Berührung. Ich kann mich noch sehr gut an die erste Begegnung erinnern, es war beinahe eine offizielle Angelegenheit. Es gab eine Versammlung mit den Familienoberhäuptern beim „Global Village“, um über die Rückkehr der Roma auf den Platz zu entscheiden. Sie waren zwei Monate zuvor gegangen, um der Biennale d'arte del mediterraneo, die gleiche, die auch uns und die Kurden dort zusammengeführt hatte, Platz zu machen.

Ich erinnere mich noch an die Männer der Roma, müde in ihrem Gesichtsausdruck, aber klar in den Vorschlägen und Meinungen. Ihr Wohnen stand auf dem Spiel, ihr Leben, und sie hatten nicht viele Alternativen. Es war erstaunlich zu sehen, wie das Plenum des Villaggio Globale mit jenen Menschen umging. Sie fragten nach der Sicherheit der Einschulung der Kinder und der Sauberhaltung des Campo Boario und sie einigten sich über die Nutzung von Strom und Wasser. So waren wir beim Beschluss der Regeln dabei, die eine gute Nachbarschaft der Roma-Gemeinde und des besetzten Hauses besiegelten – ein Pakt aufs Wort. In jener Nacht kehrten die Roma auf den Platz zurück, sie blieben dort einige Wochen lang und weitere acht Jahre.

D: Und wie war das, als ihr zum ersten Mal das Roma-Lager betreten habt?

R: Nun, an ein erstes Betreten kann ich mich gar nicht erinnern. Es erfolgte vielmehr nach und nach. Du musst dir vorstellen, dass es bis 2004 keine Einzäunungen oder Einfriedungen gab, folglich war es eigentlich gar kein organisiertes Lager, sondern eine spontanes Feldlager, in das jeder, der dort vorbeiging, auch schon eintrat; es war somit ein offenes Gelände ohne festgelegten Grenzen. Es gab keine Tür, durch die man treten konnte. Der Eintritt war frei und zugleich ein Filter. Kaum überschritt man eine gewisse Schwelle, fühlte man schon alle Blicke auf sich gerichtet. Und auf die Frage „Ist Aldo da?“ und des darauffolgende Nicken hin, setzte sich das Leben wieder in Gang; die Frauen nahmen ihre Arbeit auf, die Männer ihre Diskussionen und die Kinder ihr Spiel. Und du konntest weitergehen.

Aldo Hudorovich ist eine Art Sprachrohr der Gemeinde, mit ihm besprachen wir die Projekte. Wer dann die Familien in Bewegung setzte, waren die Kinder, sie waren am neugierigsten auf unsere Präsenz und am glücklichsten mit den glänzenden Apparaturen, die wir bauten. Ich kann mir gar nicht vorstellen, woran sie sich heute erinnern, wenn sie an das „Global Game“ denken, als der Platz mit Hunderten von Fußbällen gefüllt war und alle damit zu spielen begannen. Es war ein Spiel, dem keiner, auch kein Erwachsener, widerstehen konnte. Gleich nach den Kindern stiegen die Jugendlichen ein, dann die Mütter und schließlich die Familienoberhäupter. Und auf diese Weise, also über das Spiel, begann unsere Beziehung. Nach einigen Monaten hörten die Frauen damit auf, uns aus der Hand lesen zu wollen und boten uns Kaffee an, die Kinder ließen von ihrer Rowdyrolle ab und die Männer verfolgten uns nicht mehr mit ihren argwöhnischen Blicken. Schließlich hörten alle auf das Theater der „Nomaden“ zu spielen und zeigten sich als hervorragende Menschen. Mit Aldo und allen anderen arbeiten wir bis heute an dem Projekt des Tibers.

D: Das alles ist, wie ich weiß, auch Verdienst von Matteo Fraterno. Ist er der Künstler, der begonnen hat, intensiv mit den Roma zu arbeiten?

R: Matteo war sehr wichtig; er ist aus Neapel und hat eine unglaubliche Fähigkeit, Beziehungen aufzubauen und in die Tiefe der Realität einzudringen. Wir haben mit ihm und seinen Leuten zu vielen Anlässen zusammengearbeitet. Lorenzo zum Beispiel ist es gelungen, Aldos Frau beim Mittagessen von Boario einzubinden: Sie kochte ein ausgezeichnetes Gulasch. Gemeinsam mit den Roma, Kurden und Japaner wurde eine große Tafel veranstaltet. Dann fand der Workshop „Rom(a)“ statt, später organisierte Matteo verschiedene „Serenate“ und eine Band von Musikern, Künstlern und allen möglichen Leuten, die zwischen den Wohnwagen eine Zigeunerhochzeit spielten. Das war eine sensationelle Idee. Und tatsächlich war dies das erste Mal, dass wir in so großer Zahl ihren Platz bis ins Innerste besetzten und eine Aktion direkt bei ihnen zu Hause machten. Von da an wurde Matteo eine wichtige Person. Es gelang ihm auch, das Vertrauen von Tomo und Milka zu gewinnen, die 1941 ins Konzentrationslager von Agnone verschleppt worden waren, und sie für eine gemeinsame Arbeit zu begeistern. Im Januar 2004 realisierten wir als Erinnerung an die Schoa das Projekt „Samudaripen“, das übersetzt „Holocaust“ oder „alle tot“ heißt. Mit Matteo begleiteten wir Milka beim Besuch des Konzentrationslagers. Der Besuch wurde zur öffentlichen Angelegenheit und die beiden Roma erhielten vom Bürgermeister die Ehrenbürgerschaft. Ein wahrhaft ziviles Kunstwerk.

D: Stellte das Lager von Testaccio für euch denn ein ideales Habitat dar? Weshalb so viel Interesse für eine solche Welt? Möchtet ihr so leben?

R: Testaccio ist sicherlich ein besonderer Fall, vielleicht auch wegen seines relativen wirtschaftlichen Wohlstands. Es ist ein Wohnwagenlager, das weder heruntergekommen oder schmutzig wirkt, im Gegensatz zu anderen Lagern in Rom. Es war immer sauber, es gab sieben Metallwerkstätten und so genügend Arbeit. Wenn man bei den Leuten auf der Veranda saß, fühlte man sich wie auf einem Campingplatz. Heute, nachdem ich viele andere Lager besucht und gesehen habe, scheint es mir wirklich eine Ausnahme zu sein. Der größte Teil der anderen Lager in Rom ist die Hölle und für keinen Menschen beneidenswert. Nun, ich würde sagen, dass uns nicht nur der Wunsch, das Leben dieser Leute kennenzulernen anzog, sondern ihr Lebensstil. Es ist eine ganz andere Art, in der Welt zu stehen, und selbst wenn ich weiß, dass sie nie und nimmer meine sein könnte, so beneide ich diese Menschen in mancher Hinsicht. Das ist nicht meine Kultur, wir sind ja ganz anders und ich könnte nie mit ihren sozialen Regeln leben. Aber so weit entfernt ist diese Welt gar nicht; etwas davon ist auch in uns und wir müssen diesen Teil aufspüren, um ihn auf irgendeine Weise wiederzufinden. Um ihn zu verstehen, müssen wir ihn wiederentdecken.

D: Nun gibt es das alles nicht mehr. Die Roma-Lager sind entfernt worden, um der Città dell'arte und der Altra Economia Platz zu machen. Die Roma sind ein weiteres Mal durch die Kunst vertrieben worden und diesmal endgültig. Das erscheint ja fast schon paradox: Die Stadtgemeinde reinigte alles säuberlich, als dürfte sich die Kunst nicht mit der Realität auseinandersetzen und als würden die Roma nicht genau die andere Seite der Wirtschaft darstellen. Dabei waren nämlich gerade die Roma Calderasha von Testaccio für die gelungene Integration im Viertel bekannt. Konnte man dafür keine Lösung finden?

R: Der Bürgermeister hätte die Situation ehrenvoll anpacken und eine Lösung dafür finden können, die er sich wie eine Blume ans

Revers hätte heften können. Es wäre eine zivile Antwort auf die Forderung nach mehr Sicherheit gewesen und sogar ein erreichbares Ziel für andere Viertel der Stadt. Im Grunde forderten die Roma ein Stück Land mit Licht und Wasser, für das sie auch regelmäßig bezahlt hätten. Wir begleiteten sie bei der Suche nach einem möglichen Territorium, aber dann endete alles direkt bei der Präfektur.

D: Unglaublich, dass das Wohnrecht für diese Menschen keine Angelegenheit der Stadtplanung ist, sondern ein einziges Problem der öffentlichen Sicherheit. Wie ist es möglich, dass Stadtplaner und Architekten es nicht schaffen, in Rom eine Lösung für das Wohnproblem von mehr als 20.000 Menschen zu finden?

R: In Wirklichkeit kümmert sich neben den Hilfsvereinen niemand um dieses Problem. Viele Roma-Lager betritt überhaupt niemand, außer der Polizei. Auch die Journalisten haben Angst und gehen höchstens hin, wenn etwas wirklich Gravierendes passiert, und dann womöglich nur unter Geleitschutz. Wenn wir den Studenten diese Realität näherbringen wollen, so bedeutet das auch, damit zu beginnen, Vorurteile abzubauen und Verteidigungswälle niederzureißen, und zwar auf beiden Seiten – sowohl für die Studenten als auch für die Roma.

ÜBER DAS FLUSSBETT DES TIBERS

D: Kommen wir also zu dem, was ihr heute macht, nämlich zur Forschungsaktion „Auf den Betten des Flusses“ und „Atlas des Wohnens auf dem Tiber“. Woher stammt das Projekt und worin besteht es?

R: Es geht auf die Idee von Kristin Jones zurück, die eine Arbeit für den „Tiberplatz“ plante, den sie vor drei Jahren mit wunderschönen, an die Ufer gezeichneten kapitolinischen Wölfinnen eingeweiht hatte. Wir hatten schon seit Jahren daran gedacht, über die Beziehungen zwischen den Romas, den Rumänen, und den Römern zu arbeiten. Wir schlugen ihr vor, den ganzen Tiber entlang zu gehen und darüber in einem Atlas zu berichten, der in Zusammenarbeit mit dem Kurs der Arti Civiche der Fakultät für Architektur an der Roma Tre entstehen könnte. Dieser Spaziergang wurde zum Programm des Kurses und im März starteten bereits die Exkursionen. Es war ein Kurs des Wanderns, der nur in der Stadt und außerhalb der universitären Mauern erfolgte und die Studenten, Stalker und unterschiedlichsten Besucher zum Gehen einlud.

D: Wie verlaufen diese Spaziergänge? Wem seid ihr begegnet?

R: Nun, man geht durch das Schilf auf einem Weg, der sich häufig zwischen Brombeersträuchern und Brennnesseln verliert. Manchmal zweigt vom Weg auch ein Nebenpfad ab, der hinunter zum Kiesbett führt; man sieht dann Wäsche an der Leine und hört Stimmen. „Ist da jemand? Dürfen wir?“ Wir stellen uns vor und machen klar, dass wir weder von der Polizei noch von der Presse kommen und erklären unser Vorhaben. Dabei führen wir zunächst nur ganz normale Gespräche, fragen nach persönlichen Geschichten und warum sie dort wohnen, woher sie kommen und was sie arbeiten, wie sie leben und ob sie dort lange bleiben wollen oder nur eine Zeit lang, ob sie besondere Wünsche des Wohnens haben und ob sie diese Baracken gebaut oder ob sie sie gefunden haben, ob sie Wasser und Strom haben. Das alles spielt sich in einer sehr geselligen Atmosphäre ab, ungeachtet der Fotoapparate und Filmkameras.

D: Und wer sind diese Leute? Wie viele sind es? Sind alles Nomaden?

R: Nein, es sind nicht alles Nomaden, allein dieser Begriff ist falsch. Einmal waren wir bei Aldo und er hat uns viele Dinge, die wir vorher nur intuitiv erfasst haben, klarer gemacht. Er gab uns wichtige Informationen, um das Problem der Nomaden zu verstehen. Die Stadtgemeinde bezeichnet mit dem Begriff „Nomaden“ circa 20.000 Menschen unterschiedlichster Kulturen und Realitäten, die in Wirklichkeit nichts mit dem Nomadentum zu tun haben. Aldo meint, dass es in Rom allerhöchstens 80 Familien gibt, die zum „fahrenden“ Volk gerechnet werden können und nie mehr als 400 Nomaden. Verstehst du nun? Wenn das also das Problem wäre, dann wäre es auch schon gelöst. Diese 400 Menschen wollen nur herum ziehen und das Recht haben, dort ihren Wohnwagen aufzustellen, wo sie wollen, so wie sie das bis 1995 durften, ehe das Kampieren für das gesamte Gemeindegebiet verboten wurde.

D: Aber wenn es nur 400 Nomaden gibt, wer sind dann die anderen 19.600?

R: Das ist genau der Punkt: Es sind Flüchtlinge vom Volk der Roma. Die ersten, die in den 90er-Jahren nach Italien kamen, waren Flüchtlinge aus Ex-Jugoslawien: Serben, Bosnier, Kosovaren, Mazedonier. Heute kommen viele von ihnen aus Rumänien, die sich mit Nicht-Romas vermischt haben und häufig neben oder in den leeren Baracken der Lager wohnen. Bemerkenswert aber ist, dass sie, ehe sie nach Italien kamen, gar keine Nomaden waren, sondern sie waren schon lange sesshaft geworden und wohnten in „Häusern“, manchmal auch im fünften Stock eines Arbeiterhauses. Sie gehören also keiner Wohnkultur des „Lagers“ an; nur hier in Italien werden sie „Nomaden“ genannt und folglich in die Baracken geschickt. Also man kann wirklich nicht von „Nomadenlagern“ sprechen. Vielmehr sollten wir beginnen, von „Flüchtlingslagern“ zu reden, wie es sie heute ja überall auf der Welt gibt – Orte, wo jedes Recht aufgehoben ist und der Begriff der Rechtsgültigkeit immer zwiespältiger wird. Hier handelt es sich um zivile Personen mit Grundrechten, die auf grauenvolle Lebensverhältnisse zurückverwiesen werden.

D: Unglaublich. Wovon leben denn diese Personen?

R: Darauf gibt es nicht nur eine Antwort. Zwischen den Roma und den Nicht-Roma gibt es große Unterschiede. Die wandernden Roma haben noch genügend Arbeit, sie bearbeiten Metalle, putzen geweihte Objekte in den Kirchen, Pfannen und Besteck in den

Kasernen und Restaurants. Sie reisen umher, um in ganz Italien Arbeit zu suchen. Für die anderen Roma ist es schwierig geworden; niemand gibt ihnen Arbeit und die Vorurteile sind immens. Sie sind Tagelöhner, spielen in den U-Bahnen, putzen an den Ampeln Autoscheiben, leben von Almosen oder sammeln Gebrauchtwaren und recyceln sie. Andere wiederum gehen illegalen Geschäften nach. Ich heiÙe das bestimmt nicht gut, aber wenn du Kinder hast und sie versorgen musst, dann – und das ist mir durchaus bewusst – bist du dazu gezwungen. Die meisten begehen also nur kleine Diebstähle zum Lebensunterhalt und kein organisiertes Verbrechen, wenngleich in jüngster Zeit die Prostitution und der Kokainhandel in die Lager gedrungen und zu einer besorgniserregenden Angelegenheit geworden sind. Es ist ein bisschen das Leben, das man in den 50er-Jahren in den Barackensiedlungen geführt hat. In manchen Momenten scheint es tatsächlich so wie ein Ausschnitt aus einem neorealistischen Film wie „Ladri di biciclette“. Das heißt, dass es etwas ist, was unsere Kultur schon bestens kennt.

D: Und wie leben denn die anderen, von denen du gesagt hast, dass sie keine Roma sind, aber in den Baracken leben?

R: Das sind in erster Linie Rumänen, Moldawier, Polen usw. Sie haben einen viel leichteren Zugang zur Arbeit. Manche machen Hilfsarbeiten oder sind Tageslöhner, sie arbeiten unterbezahlt und schwarz auf dem Bau, manche haben sogar eine Steuernummer, und viele Frauen sind Altenpflegerinnen oder Hausgehilfen. Das sind also Personen, die im Alltag mitten unter uns leben. Nur sind sie mit dem, was sie von uns erhalten, nicht in der Lage, Miete zu bezahlen und wären lange schon aus der Stadt vertrieben worden, wenn sie sich nicht diese Baracken hergerichtet hätten. In Rom kostet ein Bett, auf dem man abwechselnd nachts oder tagsüber schlafen kann, 200 Euro, und ein Zimmer über 400 Euro, das entspricht dem Preis für eine kaputte Baracke ohne Räder, um die herum man sich eine Veranda, Zimmer und eine Küche bauen kann sowie ein Bad im Schilfgras. Das ist immerhin eine komplette Wohnung, oft gar nicht unwürdig und mit Blick auf den Fluss.

D: Du hast du von den 50er-Jahren gesprochen. Ich weiß, dass ihr Giovanni Berlinguer begegnet seid, dem heutigen Europaparlamentarier, der in dieser Zeit mit Piero della Seta das bekannte Buch „Borgate di Roma“ („Vorstädte von Rom“) geschrieben hat. Was hat er euch erzählt?

R: Er hat uns von der Zeit erzählt, als statt Rumänen und Moldawier Sizilianer und Kalabresen in der Stadt waren. Sie besiedelten dieselben Plätze und bei der Beschreibung einer Baracke von Aniene aus dem Buch glaubt man, es sei dieselbe wie heute. Berlinguer hat uns erzählt, dass das Buch nach drei Tagen Schneefall im Frühjahr 1956 entstanden ist. Rom war blockiert und da machte sich eine Gruppe Intellektueller der PCI auf den Weg, den Barackenlagern Hilfe zu leisten. Es waren etwa zwanzig Leute, unter ihnen Pasolini, Moravia, Pontecorvo und Lizzani. Zu jener Zeit wusste man, was es heißt, arm zu sein, das Kriegsende lag nicht weit zurück. Es gab Komitees, die gegen die Armut kämpften, organisierte Gruppen, die Partei, die Gewerkschaften und die Barackenpriester. Genau dort entstand der Kampf für das Recht auf ein Dach über dem Kopf und um die Gesetze zum sozialen und geregelten Wohnungsbau. Heute fehlen die Intellektuellen und die Roma bringen keine Stimmen, sondern vertreiben denen die Wähler, die sich um sie kümmern. Sowohl die Rechten als auch die Linken ereifern sich darüber, wer mehr Sicherheit bietet. Wenn sie sich dieser Menschen annehmen, dann nur, weil sie in den Baracken leben. Früher gab es noch Solidarität, heute lässt die linke Stadtverwaltung die Brunnen versiegeln und die Stationen der U-Bahnen schließen. Sie lässt die Roma in den Abfällen leben, ohne ihnen auch nur einen Mülleimer zu geben und zerstört ohne Ankündigung ihre Baracken mit all ihren Habseligkeiten darin. Es ist unverständlich, dass man von ihnen verlangt, sich an die Gesetze und Regeln zu halten, wenn wir die Ersten sind, die die Menschenrechte missachten. Es ist unverständlich, dass man von ihnen Pflichten einfordern kann, wenn man ihnen keine Rechte und keinen Respekt zollt.

ÜBER DIE SICHERHEITSBESTIMMUNGEN

D: Vor wenigen Tagen sind die von Innenminister Amato vorgetragene Sicherheitsbestimmungen unterzeichnet worden. In Rom hat man beschlossen, alle „Nomaden“ aus der Stadt zu entfernen und für sie außerhalb der großen Umfahrungsstraße und der Autobahn A 90, dem Grande Raccordo Anulare, vier große Lager zu bauen, die tausend Menschen fassen. Man nennt sie „Dörfer der Solidarität“. Für mich ist das unglaublich. Was denkt ihr darüber?

R: Das ist eine sehr schlimme Sache, die noch nie in der Geschichte unserer Demokratie stattfand, eine wirklich autoritäre Wende, gefährlich in ihrer demagogischen und rassistischen Art. Mit dem „Nomaden“ hat man den Sündenbock gefunden und jetzt stellt man ihn an den Pranger. Es gibt unzählige Menschen, Männer, Frauen und Kinder, die für die üblen Taten einiger weniger büßen müssen. Es trifft das Volk und nicht den Einzelnen. Die Ersten, die die Vereinbarungen beanstandet hatten, war die Gemeinde der „Juden für den Frieden“. Sie kennen diese Geschichte sehr genau. Für sie handelte es sich um Völkerdeportationen und Konzentrationslager. In diesen vier Lagern sollte ein Volk neben dem anderen leben, allesamt Flüchtlinge derselben Kriege, die Bosnier neben den Serben und Kosovaren – das wäre eine unglaublich explosive Mischung. Man will diese Leute von den Wohngebieten und allen Anschlüssen fernhalten, damit sie nicht in die Stadt zurückkehren und hinter Umzäunungen in ihren Slums aus Containern unsichtbar bleiben. In ihrem Inneren aber wird wie in den CPT (Erstaufnahmeeinrichtungen für Flüchtlinge) allmählich jegliche Legalität schwinden und keiner wird mehr verstehen, was dort geschieht. Die Bewohner würden langsam in Vergessenheit geraten.

D: Es ist tatsächlich grauenvoll. Aber an welche Alternativen habt ihr gedacht? Was schlägt ihr vor?

R: Das Problem muss auf eine komplexe Weise angegangen werden. Man kann es nicht einfach auf vier Lager reduzieren, die 23 „legalen“ Lager auflösen und die „illegalen“ Lager mit aller Gewalt möglichst weit wegrücken. Wir meinen vielmehr, dass man mit den 15 Millionen Euro, die für die neuen Lager zur Verfügung gestellt werden, diese Orte auf unterschiedliche Weise neu gestalten müsste, in einigen Fällen sogar durch mehrgeschossige Strukturen und in Selbstbauweise. Wir glauben an die Form der Selbstbauweise, die kostengünstiger ist und leichter selbstständig instand gehalten werden kann. Hier in Rom setzt man die Selbstbauweise

mit Machtmissbrauch gleich und schlägt als Lösung für die Baracken einzig Sozialwohnbauten vor. Eine unmögliche Lösung, wo doch seit Jahren keine mehr gebaut wurden. Ein Sozialwohnbau ist der inneren Logik der Lager, der Kultur der Roma völlig fremd. Unserer Meinung nach gibt es neben den Baracken und dem Sozialwohnbau eine weit gefächerte Palette an noch unerforschten Wohnmöglichkeiten, die auch für Nicht-Romas eine gute Lösung sein könnten. Und durch die letztendlich für uns alle positive Anstöße einer Lebensweise entstehen könnten.

D: Wie legal sind denn diese 23 Areale? Seit wann gibt es sie und wo sind sie?

R: Manchmal stehen die Lager dort nur aufgrund einer Gemeindeverordnung und sind dann 20 Jahre „provisorische“ Lager. Sie sind zur Zeit der Flüchtlingsströme aus dem Balkan entstanden, vorher existierten sie gar nicht. Heute will sie kein Roma mehr. Sie bitten um kleine Niederlassungen für ihre Familien, die in der ganzen Stadt verteilt sind. Aber das Problem ist auch der Immobilienmarkt. Denn es ist klar, dass die Preise in die Höhe schnellen, wenn die Nomaden die Areale in der Stadt verlassen. Die 23 Lager müssen aber in den Händen der „Nomaden“ bleiben, die sie sich redlich verdient haben und 20 Jahre unter großen Opfern darin gewohnt haben. Hier dürfen keine neuen Wohnhäuser entstehen und auch keine öffentlichen Parkanlagen. Sie müssen weiterhin für die Romas allein bestimmt sein.

D: Über all das redet keiner. Meint ihr dennoch, dass man die öffentliche Meinung zugunsten der Romas und der Baracken beeinflussen kann. Erscheint euch das nicht utopisch?

R: Dies ist zweifelsohne die Meinung einer Minderheit, gerade weil man das Problem nicht kennt. Die rechte und die linke Presse tun nichts anderes als jedes Tagesereignis als ethnische Angelegenheit zu schildern, was die Sache nur noch weiter verschlimmert. Ich glaube, dass wir uns in 20 Jahren für das, was wir den neuen Parias antun, schämen müssen. Die Nomaden sind bei allen unbeliebt und verhasst. Die Vorurteile ihnen gegenüber sind auch unter unseren nächsten Freunden tief verwurzelt. Vor zwei Wochen haben wir die Stadtbewohner für ein „sleep-out zur Solidarität“ eingeladen, um so die Verordnungen zur Sicherheit auf den Kopf zu stellen. Über tausend Menschen sind gekommen und Hunderte haben in einem Zelt übernachtet. Im Moment arbeiten wir am Projekt eines öffentlichen Besuches im Lager von Castelromano, wo vertriebene Roma leben, die sich nun entlang der Autobahn, 20 Kilometer von Rom entfernt, niedergelassen haben. Sie leben ohne Wasser und in langen Containerreihen. Für die Verwaltung ist dies ein „ausgestattetes Lager“ und wird sogar häufig als Modell für die neuen vier Lager herangezogen. Wichtig ist nun, dass man die Bevölkerung dort hinführt und ihr zeigt, welche Vorhaben man in ihrem Namen plant.

Francesco Careri – Architekt (Rom)

Forscher am Dipartimento di Studi Urbani der Università di Roma Tre; Publikationen Constant. New Babylon, una città nomade (Testo & Immagine, Torino 2001); Walkscapes. Walking as an aesthetic practice (Editorial Gustavo Gili, Barcellona 2002; Einaudi, Torino 2006); 1995 Mitgründer der Künstlerkollektive Stalker und Osservatorio Nomade, die mit Eingriffspraxen in den öffentlichen Raum experimentieren. Die Ergebnisse wurden in zahlreichen internationalen und nationalen Ausstellungen und Zeitschriften veröffentlicht.